Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 27 (1926-1927)

Artikel: Volksreligion und Religion im Volke

Autor: Mackensen, Lutz

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-112556

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Volksreligion und Religion im Volke[1]).

Von Privatdozent Dr. Lutz Mackensen, Greifswald.

Das ist ein stilles und zartes Ding, über das wir nun miteinander reden wollen. Volksreligion: darunter möchte ich hier die Summe alles religiösen Tuns und Empfindens, wie wir es in der Gemeinschaft, der Masse, dem Volke finden, verstehen: nicht nur das, was bei ihm auf eigenstem Nährboden und aus eigenstem Samen gewachsen ist, sondern auch all das, was fremde Hände als Same, Keim oder entwickelte Pflanze in jenen Boden hineingesenkt haben und was nun in jahrhunderte- oder jahrtausendelanger Genese sich der neuen Luft, der neuen Umgebung angepasst hat[2]). Wie wir unter dem Fachausdruck „Volkslied" beides verstehen, das im Volk gewordene Gemeinschaftslied und das Kunstlied im Volksmunde, wie zur Volkstracht der Wallensteinerhut der spanischen Zeit so gut gehört wie der primitive Holz- oder Bastschuh, so werden wir auch der Volksreligion diesen Doppelrhythmus zuerkennen müssen, der als „Kulturmischung" gekennzeichnet werden mag. Und wie Volkslied und Volkstracht, Volkskunst und Volksschauspiel in diesem Doppelrhythmus der Kulturmischung doch letzten Endes eine grosse Einheit darstellen, wie das Kunstlied im Volksmunde dem Gemeinschaftslied unendlich viel näher steht als der Buchlyrik, wie die geschnitzte Barocksäule des dörflichen Brunnenhauses im Barockschloss keinen organischen Platz finden würde, so stellt auch die Volksreligion ein Ganzes dar, in dem sich christliche Formen und Gedanken mit Urväterhausrat aus heidnischer Vorzeit wundersam verschlingen und in dem jene christlichen

[1]) Diese Studie sollte eigentlich in der volkskundlichen Sektion des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine auf der Kieler Augusttagung des Jahres 1926 vorgetragen werden; eine plötzliche Erkrankung hinderte mich daran. Wenn ich sie nun gedruckt der Beurteilung der Fachgenossen vorlege, so geschieht das absichtlich unter Beibehaltung der Vortragsform, die betonen möchte, dass es sich hier um einen ersten, tastenden Versuch handelt. — [2]) H. Naumann identifiziert in seinen „Prolegomena über vergleichende Volkskunde und Religionsgeschichte" (Jahrbuch für historische Volkskunde I, 21) Aberglauben und Volksreligion. Das scheint mir unrichtig.

Formen und Gedanken ein anderes Gesicht gewinnen, als sie in den Hörsälen der Universität, den Kirchen der Städte, den dogmatischen Büchern und den Kongressen der Theologen tragen. Diesen Unterschied können wir allerorten beobachten, wo wir religiösen Empfindungen oder Anschauungen des Volkes begegnen; vielleicht sehen sie oft den unsrigen zum Verwechseln ähnlich, sprechen sich vielleicht mit den gleichen Worten und Formeln aus, die auch wir gebrauchen, aber bei näherem Zusehen entdecken wir, dass sie in ihrem innersten Wesen etwas grundsätzlich Verschiedenes darstellen. „So lehrt es die christliche Kirche, so lebt es das Volk“: Religion im Volke und Volksreligion stehen sich in dieser Weise gegenüber.

Ist nun unsere Behauptung richtig, dass die Volksreligion eine Einheit darstellt, so müssen notwendigerweise die christlichen Bestandteile, die in sie hineingemündet sind, ihre entscheidende Umformung nach denselben psychologischen Grundgesetzen erfahren haben, auf denen die nichtchristlichen, besser: vorchristlichen Glaubensformen beruhen, die zur Bildung des Ganzen zu ihnen hinzutreten, und die wir mit einem irreführenden Namen gewöhnlich als „Aberglauben“ bezeichnen. Mit andern Worten: Volkschristentum und der sogenannte Aberglaube müssen den gleichen psychologischen Voraussetzungen entstammen, den gleichen inneren Rhythmus haben; es darf kein prinzipieller Denk- und Gefühlsunterschied zwischen ihnen bestehen. Denn in der Verschiedenartigkeit des Denkens und Fühlens erblicken wir den Grund des Zwiespaltes zwischen Kultur und Volk, dogmatischem Christentum und Volksreligion. Die Einheit der Volksreligion in grossen Zügen aus dem immanenten Charakter des Volksmenschen zu erweisen, betrachte ich als Aufgabe dieser Ausführungen; die Unterschiede, die das so zu gewinnende Bild von dem geläuterten Christentum der theologischen Dogmatik trennen, werden, auch ohne dass sie jedesmal ausdrücklich betont werden, sich leicht offenbaren: so wird die „Religion im Volke“, die wir als Glaubensüberzeugung im Herzen tragen, der stumme Massstab, an dem wir die Volksreligion messen.

Es sind in der Hauptsache drei Grundfaktoren, die wir, wie in allen andern Gebieten des Volkslebens, so auch in der Volksreligion als treibende Kräfte sehen: der Egoismus des Volksmenschen, der ihn mit unbeschreiblicher Selbstverständlichkeit die Umwelt vom Zentrum seines eigenen Ichs

betrachten lässt, der alle Dinge zur eigenen Person in Beziehung setzt und nach diesem Grundsatz bewertet, ferner die Gegenständlichkeit seines Denkens, die sich an die greifbare Materie klammert und es ihm unmöglich macht, Abstraktes sich vorzustellen, und endlich jene mystische Veranlagung, die ihn die natürlichen Zusammenhänge nicht finden lässt und statt dessen andere, geheimnisvolle, zauberische, magische sucht. Die Wirksamkeit dieser drei Faktoren im sog. Aberglauben aufzuzeigen, tut hier nicht not, das ist oft genug geschehen; wie sie den christlichen Glauben des Volkes beeinflussen und ihm eine neue Gestalt verleihen, ihn eben recht eigentlich zur Volksreligion umformen, mag hier zu zeigen versucht werden.

I.

Wir sprechen vom Egoismus des Volksmenschen. Er lebt ein scharf ausgeprägtes Zweckdasein; die Tatsache seines Lebens, die ihm den Gedanken des Todes ewig unfassbar erscheinen lässt, beherrscht ihn mit so starker Selbstverständlichkeit, dass sein ganzes Denken und Trachten in ihr aufgeht. Die Umwelt hat nur insofern Gewicht für ihn, als sie zu ihm in Beziehung tritt: Familie, Sippe, Nachbarn, Heimat, das sind die konzentrischen Kreise, die seine Welt ausmachen, und der Mittelpunkt aller ist er selbst. Nicht, dass die Ernte des Landes missraten ist, schmerzt den Bauern, sondern dass auf seinen Feldern der Hagel niederging; nicht für die Verbesserung der ganzen Welt kämpft der Kommunist, sondern seine eigene Lage möchte er gebessert sehen. Es ist oft behauptet worden, der Bauer sei indolent, vielmehr ist er nur für seine Dinge interessiert, wie er auch nicht schlechtweg geizig ist, sondern nur für die Dinge Beihilfe leistet, die er kennt, die er durch eigenes Miterleben in seinen Weltkreis hineingezogen hat[1]). „Das Volk teilt sein Kompendium der Nationalökonomie“, sagt Riehl einmal[2]), „in zwei

[1]) A. L'Houet, Zur Moral des Bauerntumes. Dorfkirche I, 13 ff. Vgl. hierzu A. Eckert, Probleme und Aufgaben des ländl. Pfarramtes (Berlin 1910) S. 54 f.; L. F. Werner (Boette), Aus einer vergessenen Ecke. I[4] (Langensalza 1913) S. 166 ff. — [2]) Die Pfälzer (Neudruck 1925) S. 295. Man halte hierzu das Bekenntnis aus dem Brief eines neugebackenen Sozialdemokraten (Verhandl. des 9. ev.-soz. Kongresses in Berlin 1898, S. 71): „Dem Leben eine interessante Seite abgewinnen, ... heisst nichts anderes als leben wollen“ und das eines Gewerkschaftlers (ebd. S. 123): „Ein tüchtiger Mensch muss meiner Anschauung nach ein Egoist sein, denn nur, wenn es ihm wohlgeht, will er dasselbe für andere.“

grosse Lehrbücher. In dem einen steht geschrieben, wie man mit möglichst wenig Arbeit möglichst schlicht und sorglos leben, in dem andern, wie man mit viel Arbeit möglichst reich werden kann.“ Solchem egoistisch bedingten Zweckdasein opfert der Volksmensch ein gut Teil seines Innenlebens, seine Ehe ordnet er ihm ein, seine Kinder betrachtet er zunächst nach dem Gesichtspunkte, was sie ihm helfen, wieviel sie ihm hinzuverdienen können, bei der Übergabe des Hofes grenzt der Egoismus beider Parteien oft an Brutalität, und bei Sterbefällen siegt er oft genug über die Pietät. Mein Wohlstand, meine Sicherheit, mein Leben, hinter diesen Gedanken verlieren alle andern an Bedeutung.

So wird es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir auch in der religiösen Haltung des Volkes den Egoismus herrschend finden. Die Religion wird in den Dienst der eigenen Sache gestellt; Gott ist dazu da, dass er sie fördert, und an seiner tätigen Hilfe spürt man seine Gegenwart. „Ich liebe Gott und bete zu ihm“, bekennt ein christlicher Arbeiter und begründet dieses Bekenntnis: „Habe ich doch seine gütige Hand oft im Leben gefühlt.“ [1]) Und ein Soldat im Felde schreibt seinem Pfarrer daheim: „Ich, Herr Pastor, Sie können es sicher glauben, habe die Erfahrung gemacht, dass es tatsächlich noch einen Gott gibt: links und rechts fielen meine Kameraden, die Kugeln schlugen ständig um mich ein, aber keine feindliche traf mich.“ [2]) So sind es immer wieder die Zeiten der persönlichen Gefahr, der eigenen Not, des Alters, die den Gottesglauben neu entflammen: nun keine andere Hilfe da ist, soll Gott helfen. „Man hätte früher nicht geglaubt, dass man sich an einem solchen Büchlein so ergötzen könne“, schreibt ein Feldgrauer im Dankbrief für ein übersandtes Andachtsbüchlein. „Aber hier lernt man erst erkennen, wie viel man am Gebet hat.“ [3]) Wie waren in den ersten Monaten des Weltkriegs die Kriegsbetstunden überfüllt, und wie sehr flaute der Besuch mit der Zeit ab, als man sah, dass alles Beten scheinbar doch nichts half! Die ausbleibende Hilfe Gottes, die man als selbstverständlich erwartete, ist denn auch

---

[1]) Rade, Die sittlich-religiöse Gedankenwelt unserer Industriearbeiter. Verhandl. des 9. ev.-soz. Kongresses in Berlin 1898, S. 110. — [2]) Dorfkirche VIII, 115. — [3]) ebd. VIII, 35 ff. Ein kleiner Beamter erklärt: „So lange einer gesund und stark ist, glaubt er nicht, wenn er alt wird, so glaubt er gern wieder.“ Boette, Religiöse Volkskunde (1925) S. 142.

der erste Grund, der zum Zweifel und darüber hinaus zum Unglauben drängt: „Meine Frau ist immer in die Kriegsbetstunden gegangen, ich auch, wenn ich Zeit hatte, und nun ist unser Sohn doch gefallen, da gehen wir nicht mehr hin, es hilft ja doch nichts!“ [1]) Einem Bauern, der in seiner eigenen Kapelle täglich die Gebetszeiten geläutet hatte, leerte eine Viehseuche fast den ganzen Stall. Da riss er das Glockenseil herunter: „Ist das der Dank? Fünfundzwanzig Jahre hab' ich geläutet...“ [2]) So unrecht haben die sozialistischen Atheisten nicht, wenn sie behaupten, das Gottvertrauen ihrer gläubigen Kameraden sei oft nur „ein Mantel um den Egoismus“ [3]). Bei einem Gemeindeabend wurde einmal die Frage gestellt: „Warum komme ich nicht in die Kirche?“ Darauf lief unter anderen diese Antwort ein: „...Unser Gott wird von den sogenannten Frommen angebetet, damit sie aus der Zugehörigkeit zu ihm ihren Nutzen ziehen wollen. Sie wollen Gott zum Freunde haben, denn Gott ist allmächtig. Er kann ihre Arbeit segnen. Ihr Acker wird vielfältige Frucht tragen, das Geschäft wird sich gedeihlich entwickeln, und alle sonstige Arbeit wird mit Erfolg gekrönt werden, wenn Gottes Segen, an dem Alles gelegen ist, auf allen ihren Werken ruht. Und dann winkt noch die ewige Seligkeit, d. h. ein Leben nach dem Tode voll unaussprechlicher Herrlichkeit ohne Ende. Das will der Fromme haben.“ [4]) Diese Sätze enthalten manche sehr richtige und gute Beobachtung, so bitter sie klingen, und das bekannte kurze Kindergebet aus Hessen:

„Kindelein,
Bete fein,
Dass dir Gott mög' gnädig sein“ [5])

enthält, in dieser Beleuchtung gesehen, ein gut Teil der Volksreligiosität, von der wir hier sprechen. „Was nützt's? Was schadet's?“ — nach diesen Prinzipien regelt sich nicht nur das Verhältnis der Gemeinde zur Kirche [6]), sondern des Volksmenschen zu Gott schlechthin, und Volksreligion ist immer und zu allen Zeiten nicht eine Religion um Gottes-, sondern um meinetwillen.

---

[1]) Huschenbett, Gräben und Brücken zwischen dem Evangelium und dem Seelenleben des modernen Arbeiters. Neue kirchl. Zeitschr. XXX (1919), S. 25 f. — [2]) J. Weigert, Religiöse Volkskunde[2] (Freiburg 1925), S. 19. — [3]) Rade S. 82. — [4]) Dorfkirche III 204 f. — [5]) O. Schulte, Worin erkennt der Bauer des nördlichen oberen Vogelsberges Dasein und Wirken Gottes? Hess. Bl. f. Vk. II 8. — [6]) Dorfkirche, VI 403.

Aus diesem Grundprinzip erklären sich auch die Gottesbegriffe des Volksmenschen. Gott ist zunächst der Gerechte, dessen Handeln dem Gesetz der Gerechtigkeit oder vielmehr dessen, was die betreffende Person unter Gerechtigkeit versteht, unterliegt, der das Schlechte (d. h. meine Widersacher) strafen und den Verdienst, meinen Verdienst, in greifbarer Form belohnen muss, und das nicht nach eigenem Ermessen, sondern nach dem Wortlaut des Gesetzes, das ich selbst formulierte. Es wurde schon erwähnt, wie die Erkenntnis der vermeintlichen Ungerechtigkeit Gottes notwendig zum Ventil des Zweifels werden muss[1]), nicht Gottesleugnung ist meist die Folge, auch nicht Gotteshass, sondern Trotz gegen Gott: „Bist du so, dann bin ich auch so!" Es heisst auch bei Unglücksfällen nicht etwa: „Warum hat mein Vater mir das getan?" sondern: „Warum hat der gerechte Gott das mir, gerade mir zugefügt?"[2]) Ich erfülle meine religiösen Pflichten, damit Du die Pflicht der Gerechtigkeit gegen mich erfüllst, d. h. mich belohnst; geschieht das nicht, so ist die Freundschaft gekündigt. „Herr Parrer", sagte ein Hunsrücker Bauer, dessen fünfunddreissigjährige Tochter vom Schlage gelähmt war, „wenn uß Herrgott nit meh kann als dat, dann soll en der Deiwel hule!"[3]) Soweit die persönliche Grundeinstellung zur Gerechtigkeit Gottes. Dass Gott darüber hinaus auch die Sünde als solche bestraft, wie er das Gute belohnt, hat das Volk die jahrhundertelange Erziehung der Kirche gelehrt, und die Furcht vor dieser Seite seiner Gerechtigkeit zwingt den Volksmenschen immer wieder zur Ausübung seiner kirchlichen Pflichten. „Es wäre nicht gut, wenn man Gott leugnete", erklärt eine Arbeiterfrau[4]). „Er kann einen ja auf der Stelle strafen, und dann müsste man ihn anrufen!" Die Volksüberlieferungen, besonders die Sagen, wissen viel von solchen Gottesstrafen zu erzählen, und ihr ewiges Fortleben und immer wieder Neuentstehen ist bezeichnend genug. Ich erinnere nur an die unzähligen Sagen, die von Sonntagsschändern und ihrer Bestrafung berichten; sie sind nicht tot, denn sie werden immer neu erlebt. Ein Bauer schneidet am Sonntagabend

[1]) Vgl. ferner G. Arz, Frömmigkeit und Sittlichkeit bei den Siebenbürger Sachsen. Dorfkirche VII 146 ff.; Gebhardt, Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre[3] (1895), S. 44; A. Uckeley, Die moderne Dorfpredigt[2] (1914), S. 19 f.; Weigert, Religiöse Volkskunde[2] S. 19 f. — [2]) Radlach, Bauernglaube. Das evang. Deutschland II (1925), S. 393 ff. — [3]) o. N., Vom Hunsrücker Bauern. Monatsschr. f. d. kirchl. Praxis V 398. — [4]) Dorfkirche IV 186.

seinen Holunder, verunglückt dabei und stirbt an den Folgen des Unfalls; da hat er die Strafe! [1]) In einem calembergischen Dorfe werden im Sommer an jedem Sonnabend nachmittag Hagelfeiern abgehalten. Die Bauern, geizig mit ihrer Zeit, schafften sie ab. Im gleichen Jahr vernichtete der Hagel die ganze Ernte, und die Feier wurde schleunigst wieder eingeführt [2]). So straft Gott Faulheit, und alle Sünden und Heimsuchungen, die übers Haus hereinbrechen, werden, wenn sie nicht dem Zweifel an Gottes Existenz Vorschub leisten, als Strafen empfunden. Das war seit Menschengedenken so: Frithjof, den Hexenkünste in Seenot bringen, meint den Zorn Balders zu erleiden, weil er den Hausfrieden Ingeborgs störte, die drei Ehen Heinrich Raspes blieben nach der Volksmeinung kinderlos, weil er hart gegen die heilige Elisabeth war, und im Thüringer Stamm der Wettiner wirkt die Strafe fort von Geschlecht zu Geschlecht [3]).

So ist das Verhältnis zwischen Gott und Mensch auf Gegenseitigkeit aufgebaut; wie der Knecht seinem Herrn dient und dafür Lohn empfängt, wie der Arbeiter sein Werk bezahlt sehen will, so steht der Volksmensch Gott gegenüber, und die belohnende Gerechtigkeit Gottes ist sein klingender Lohn für seine Gottes-Dienste. Gott ist recht eigentlich sein Dienstherr, und ihm zu Liebe übt er seine Religiosität aus. Leistung und Lohn: so stehen sich Volksglauben und Gottesgerechtigkeit gegenüber [4]).

„Herrgott, lass wachsen viel Korn und Wein,
So werden wir fromm und zufrieden sein,“

stand auf einer niederösterreichischen Mehltruhe aus dem Jahre 1814 [5]), und ein Feuerwehrbezirkskommandant sagte am Grabe eines Kameraden: „Wir deutschen Feuerwehrleute wissen, dass wir unter Gottes Schutz stehen, und wir sind auch stets bereit, den lieben Gott zu schützen [6]).“ Der Kirchgang wird (wie jede andere religiöse Betätigung) zunächst als Leistung aufgefasst, und diesem Dienstvertrag, der also zwischen Gott und Menschen besteht, verdankt letzten Endes

[1]) L. F. Werner (Boette), Aus einer vergessenen Ecke II (1912), 64 ff.; vgl. Hess. Bl. f. Vkd. II 11. — [2]) K. Grahle, Noch einmal zur Frage der bäuerlichen Frömmigkeit. Dorfkirche I 323. — [3]) L. v. Strauss und Torney, Das Leben der heiligen Elisabeth (Jena 1926), S. 85. — [4]) Vgl. Monatsschr. f. die kirchl. Praxis V 398; W. Hoffmann, Heidentum, Katholizismus und Protestantismus in unserer rheinhess. Landbevölkerung. Hess. Bl. f. Vkd. IV 14. — [5]) Weigert, Religiöse Volkskunde [2] S. 20. — [6]) Dorfkirche V 361.

jedes kultische Leben sein Dasein [1]). „Gabe sieht stets nach Entgelt, ... Gedenken horcht stets auf Dank“ erkennt bereits das eddische Havamal (Strophe 145); die Form des auch in protestantischen Landen unausrottbaren Gelübdes beruht hierauf wie so manche andere kultische Form.

So klar, wie Rechte und Pflichten Gottes, des Dienstherrn, vom Egoismus des Volksmenschen umgrenzt werden, ebenso verschwommen wird das Bild Gottes, des Weltherrn, der, losgelöst vom persönlichen Dienstverhältnis, über allem und allen thront. Dieses Bild ist vorhanden, dafür hat die Kirche gesorgt, aber es interessiert nicht, und so bleibt es farb- und wesenlos, des barockbunten Schmuckes entbehrend, den der Volksmensch um die Dinge anzuhäufen liebt, die ihn angehen. Das Dasein eines solchen Weltherrn wird kaum bezweifelt, denn es fehlte sonst an einem, der über Sonne und Regen regiert und sie nach seinem Willen wechseln lässt, der entstehen und vergehen lässt nach seinem Ermessen, der nach der Gerechtigkeit belohnt oder verdammt. So wird Gott eine unerforschbare Macht, deren geheimnisvoll-dunkles Tun Schaudern erzeugt, „im wesentlichen ein reines Idol, von dem Goethes Wort gilt: Wie der Mensch, so ist sein Gott“ [2]). Diese Schemenhaftigkeit des Gottesbegriffes kann leicht zum Fatalismus verführen: alles Gute soll „von oben“ kommen, und in das doch unabwendbare Schicksal einzugreifen ist sündhaft [3]). Rilke hat einmal die Logik des Volksmenschen, die ihn zur Erkenntnis Gottes führt, sehr fein interpretiert (Geschichten vom lieben Gott: „Wie der Fingerhut dazu kam, der liebe Gott zu sein“): „Nun ist Gott aber etwas durchaus Notwendiges. Verschiedenes kann ohne ihn nicht geschehen, die Sonne kann nicht aufgehen, keine Kinder können kommen, aber auch das Brot wird aufhören .... Es lassen sich leicht viele Gründe finden, weshalb Gott etwas Unentbehrliches ist.“ Dieser Gott Weltherr ist eine Notwendigkeit, und man glaubt an ihn, weil er den Unglauben ahndet. Aber er ist dem eigenen Leben so fern, dass seine Gestalt im Nebel verschwimmt.

[1]) F. Niebergall, Der evang. Gottesdienst im Wandel der Zeiten (1925), S. 9. Kirchgang als Leistung: vgl. O. Schulte, Die religiöse Volkskunde und die Seelsorge. Monatsschr. f. die kirchl. Praxis IV 189; ders., Hess. Bl. f. Vkd. II 5. — [2]) Neue kirchl. Zeitschr. XXX 28 f. Vgl. Schullerus, Siebenbürgisch-sächsische Volkskunde (1926), S. 176; Monatsschr. für die kirchl. Praxis IV S. 143. — [3]) H. Gallwitz, Blicke in das religiöse Empfindungsleben des protest. Bauers. Dorfkirche IV 181 ff.

Gott dem eigenen Leben anzugleichen, darauf zielt vielmehr letzten Endes jede Volksreligion; sie macht ihren Gott nach dem Bilde des Menschen und vergisst darüber, dass der Mensch dem Bilde Gottes zustreben soll. Gott der mir Gerechte, Gott mein Dienstherr: so entwickelt sich ein vertrauliches Verhältnis zwischen Mensch und Gott, und Gott, der Nachbar, bildet das letzte Glied in der Reihe der volksmässigen Gottesbegriffe, soweit wir sie hier überschauen wollen. Gott der Nachbar, menschlichen Antlitzes und wohlvertraut mit Freuden und Leiden der Erde, zu dem man sprechen kann wie zu seinesgleichen — „Lieber Gott, Du kennst deinen Michel!“ betete jener Schwarzwälder Bauer —, mit dem man wohl auch einmal scherzen kann (die Schwänke bieten dafür viele Beispiele): so fern wie jener Gott Weltherr dem Volksmenschen steht, so nah ist ihm dieser Gott Nachbar. Dem Soldaten trägt er Waffen und Uniform — „Gott hat Posten gestanden und sagt: Bis hieher und nicht weiter!“ schrieb ein Feldgrauer aus dem Kriege [1]) — dem Bauer ist er als Sämann und Pflüger vertraut, der Bettler sieht ihn zerrissenen Gewandes über die Strassen wandern. Wir müssen dieses Nachbarschaftsverhältnis, das auch auf Gegenseitigkeit aufgebaut ist, recht verstehen, um einzusehen, dass es kein Spott oder gar Gotteslästerung ist, wenn der Katholik ein hochgelegenes, scharfumwindetes Kruzifix „am kalten Herrgöttle“ nennt [2]), und es ist nicht mehr als ein an sich harmloser Scherz im Munde der Leute, dass der Wirt des reinkatholischen Dorfes Schöpfling bei Landsberg (Lech) über seine Haustüre schreibt: „Und Jesus sprach: Gib mir zu trinken!“ [3]), dass im ebenso katholischen Münsterland ein scharfer Schnaps „das reine Wort Gottes“ [4]), in der Pfalz der tägliche Morgentrank „die Elfuhrmesse“ [5]) heisst, und dass der Schlesier sich seine weiblichen Lieblingsheiligen mit dem uns unererbietig anmutenden Verslein merkt:

„Barbara mitm Termla,
Margarete mitm Wermla,
Katharina mitm Radla,
Das sein drei hibsche Madla!“ [6])

---

[1]) Dorfkirche IX 262. — [2]) Dorfkirche II 55. Vgl. P. Rosegger, Ges. Werke II (1913), S. 144: „Bruder Gott, segne unsre Kinder!“ — [3]) Riehl, Die Pfälzer S. 155. — [4]) Münsterland IV 22. — [5]) Riehl, Die Pfälzer S. 302. — [6]) Klapper, Schlesische Volkskunde (1925), S. 322.

Soweit ich sehe, ist dieser Gedanke der Nachbarschaft Gottes dem Katholiken geläufiger als dem Protestanten, und die Gründe dafür, dass er diesem ferner gerückt ist, liegen auf der Hand: die Vertrautheit mit den tausend grossen und kleinen Kulten, die dem Katholiken Religion und Leben so innig verschmelzen, ist ihm weitgehend abhanden gekommen, und so konnte es nur in einer protestantischen Gemeinde geschehen, dass jener alte Schwank — er fand sich in der Dorfbibliothek —, in dem ein Schneider vom Thron Gottes aus dessen Fussschemel auf die Erde wirft, mit Empörung abgelehnt wurde, „weil er das Heilige herabziehe“ [1]).

Wie seine Gottesbegriffe, so regelt der Volksmensch auch seine ethischen Prinzipien nach egoistischen Grundsätzen. Es entsteht da ein vollkommen neues Ethos, das in recht beträchtlichen Punkten vom gepredigten christlichen abweicht; aus dem Leben entwächst es, und seinen Bedürfnissen ist es angepasst — gehen diese Hand in Hand mit dem christlichen Ethos, so ist es gut, wo nicht, bleibt ihnen unbedingt der Vortritt: man lässt wohl den Pfarrer predigen und glaubt ihm auch, solange man in der Kirche ist, aber die Predigt des eigenen Lebens ist gewaltiger, ihr glaubt man mehr, und so bleiben Kirche und Leben zwei gesonderte Grössen [2]). Dieser Dualismus von christlicher und egoistischer Ethik lässt sich auf allen Gebieten beobachten.

Die Ehrlichkeit des Bauern, oft gepriesen, findet da ihre Grenzen, wo sie ihm nicht mehr in den Kram passt, ja, den Fiskus, öffentliche Kassen, Kirchen- und Zivilgemeinden zu betrügen, erscheint ihm nicht selten verdienstvoll. Ein Pfarrer verlor seine Brieftasche mit 300 fl., ein verschuldeter Bauer fand sie, leugnete den Fund ab und bezahlte „ehrlich“ seine Schulden: „Hie das, das schickt uns der liewe Gott“ [3])! Geschäfts-, Verlegenheits-, Klatsch- und Spasslügen werden nicht als Sünde empfunden [4]). Noch heute gelten den Einwohnern des holsteinischen Dorfes Witzhaven Diebstähle im Lauenburgischen Gebiet nicht als Unrecht: sie fühlen sich in

[1]) Th. Kappus, Vom Humor in der Volksreligion. Dorfkirche VII 231 ff. — [2]) Vgl. A. Eckert, Religion auf dem Lande. Dorfkirche II 390 ff.; Gebhardt, Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre [3] (1895), S. 5. 33; K. Hesselbacher, „Neue Bahnen“ für die Dorfpredigt. Monatsschr. f. d. kirchl. Praxis IV (1904), S. 23 f. — [3]) Emke, Mein und Dein. Dorfkirche V 481 ff. — [4]) A. Eckert, Probleme und Aufgaben des ländlichen Pfarramtes. Berlin 1910, S. 15.

Feindes Land, und da dürfen sie stehlen[1]). Das gleiche Bild auf geschlechtlichem Gebiet; es ist bekannt, wie erfolgreich die bäuerliche Moral den vorehelichen Geschlechtsverkehr als Norm gegen die Lehre von der christlichen Ehe verteidigt hat. Die jungen Paare gelten durchaus als verheiratet, es fehlt ihnen nur die Trauung[2]). Der Bürgermeister eines hessischen Dorfes schritt gegen einen jungen Lehrer wegen „Unsittlichkeit" ein: er hatte sich tags nach der Schule öfters in aller Öffentlichkeit mit einem jungen Mädchen unterhalten. Der Pfarrer, der in diesem Vorgehen eine Überspannung der christlichen Moral zu sehen geneigt war, erhielt zur Antwort: „Des duht mer net bei Dag, des mecht m'r Nachts!" [3]) Oder ein anderes Bild. Ein Mann von hoher nationaler Begeisterung, vorbildlicher Feldsoldat, führt auf Urlaub wie im Felde ein höchst unsittliches Leben, er glaubte, durch seinen Patriotismus seiner Pflicht genüge geleistet und so ein Anrecht auf sein Handeln zu haben[4]). Den Konflikt zwischen Christentum und eigenem Tun ahnt man nicht einmal; nur einen Akt höchst naiver Selbsthilfe bedeutete es, als die Einwohnerschaft von Olpe (Westfalen) ihre alte Kirche in Brand steckte, um endlich eine neue zu erhalten[5]). Das Verhältnis zum Nächsten endlich, um dies noch kurz zu beleuchten, beschränkt sich meist, wo es nicht durch die Prinzipien der Nachbarschaft geregelt ist, auf eine höchst eifersüchtige Wachsamkeit darüber, dass der liebe Nächste seine Pflichten in jeder Hinsicht erfülle[6]); den gleichen strengen Masstab an sich selbst anzulegen, fällt kaum jemandem ein, und das Bewusstsein, nichts gestohlen zu haben, bedeutet meist den Sieg über die Sünde schlechthin[7]). Und immer wieder ist es die Sitte, die sich mächtiger erweist als alle christliche Ethik: „So gehört sich's!" heisst es, und nicht: „So soll ein Christ handeln!" Vor dem Hause einer alleinstehenden Frau lärmten Betrunkene, mutig holte sie Hilfe von den Nachbarn, um der Szene ein Ende zu bereiten: „Was hätten denn die Leute gesagt, wenn vor meinem Haus einer kaputt geschlagen wor-

---

[1]) J. Wedde, Miszellen aus dem Sachsenwald. Jahrb. d. Ver. für niederdeutsche Sprachforschung 1875, S. 103. — [2]) Gebhardt, Zur bäuerlichen Glaubens- u. Sittenlehre[3], S. 103 ff. — [3]) Dorfkirche V 307 ff. — [4]) v. Hanffstengel, Volkstum und Christentum. Dorfkirche IX 151 ff. — [5]) Dorfkirche IV 383. — [6]) Boette, Religiöse Volkskunde 143 f. — [7]) D. Vorwerk, Dörflicher Pharisäismus. Dorfkirche I 141 f.

den wäre!“ [1]) Gegen die Sitte zu verstossen ist Sünde, so gut, wie es Sünde ist, etwas verderben zu lassen, was Nutzen hätte bringen können. Ein Bauer hatte sein Feld verkauft; nun wurde es schlecht bewirtschaftet, und er empfand den Verkauf als sündhaft [2]).

Dass die Lehre vom Jenseits im Denken des Volksmenschen ihre egoistisch bedingte Umformung erfährt, wurde bereits angedeutet.

„O Jesu, Jesu rosenrot,
Wie leid't der Mensch so grosse Not!
Wie leid't der Mensch so grosse Pein!
Viel lieber möcht ich im Himmel sein“ —

dieser alte Totensegen vom obern Schwarzwald [3]) gibt recht treffend die Gefühle wieder, die das Volk beim Gedenken ans Jenseits bewegen. Nach einem Leben voller Unrast, Arbeit und Mühe eine ewige Ruhe, eine nicht endende Fülle, die die Ungerechtigkeiten der Welt ausgleicht: das ist das Jenseits, das sich der Christ in den bunten Farben kirchlich-legendärer Phantasie, der Sozialist unter dem Bilde des „sozialistischen Zukunftsstaates“ erträumt — innere Unterschiede zwischen diesen beiden Hoffnungsträumen bestehen kaum. Diese Hoffnung macht auch den Tod, wenn er nun einmal nicht mehr abzuwenden ist, leicht; man stirbt im allgemeinen, nachdem man alle Mittel, das Sterben abzuwenden, versuchte, ruhig, gefasst und ergeben [4]), mit einem gewissen Fatalismus und jedenfalls in der Hoffnung auf ein besseres zweites Leben in irgend einer Form. Spezifisch-Christliches vermag ich in solcher Todesergebenheit kaum zu sehen — im Verhalten der Angehörigen ist es meist ganz zu vermissen —; es mag gleichwohl eine leise Beeinflussung vorhanden sein, aber sie verstärkte nur Triebe, die seit jeher im Volksmenschen schlummerten und ewig in ihm fortwirken werden.

II.

Wir kommen zur Gegenständlichkeit des Volksdenkens. Die Tatsache ist bekannt: unfähig, abstrakt zu denken, klammert sich der Volksmensch an die konkreten,

[1]) R. Herrmann, Sittliche Selbständigkeit. Dorfkirche I 362 f. — [2]) H. v. Lüpke, Das Wesen der bäuerlichen Frömmigkeit. Dorfkirche I 497 ff. — [3]) Dorfkirche III 84. — [4]) Vgl. Schullerus, Siebenbürgisch-sächsische Volkskunde S. 46; L. F. Werner (Boette), Aus einer vergessenen Ecke I[4], S. 194 ff.; K. Rühl, Beiträge zur Seelenkunde des Vogelsberger Bauern. Hess. Bl. f. Vk. XXIV 15; A. Uckeley, Die moderne Dorfpredigt[2] S. 41.

wahrnehmbaren, greifbaren Dinge, und wo er sich bemüht, abstrakte Urteile zu fällen, werden sie ihm zu Metaphern, Gleichnissen, Symbolen für das, was er sagen will. Daher der Bilderschmuck der Sprache, die Gleichnisfreudigkeit der volkstümlichen Erzählungskunst, die Plastik des Sprichworts. Es ist nur zu natürlich, dass sich diese Erscheinung, in ihrer positiven wie negativen Seite, auch in seinem religiösen Leben zeigt. Gegen religiöse Gespräche und Erörterungen beweist er eine weitgehende Abneigung, religiöse Fragen und Zweifel um ihrer selbst willen liegen ihm fern, und so bleibt ihm die Kirchenlehre, das Dogma, im allgemeinen eine starre, unpersönliche Grösse, die im Grunde nur den Pfarrer etwas angeht, und mit der er sich nicht auseinanderzusetzen braucht[1]). Zur Rede gestellt, entschuldigt er sich gern mit dem Übermass an Arbeit, das ihm keine Zeit lasse. „Wie oft muss ich daran denken", sagte eine Frau beim Unkrautjäten, „wenn man Unkraut rupft, so müssen wir auch das Unkraut daheim rupfen, unsere Kinder richtig ziehen, das Schlechte aus ihnen reissen. Und wir selber sollen das auch an uns machen, aber man vergisst das. Man kommt so wenig an sich selber. Die viele Arbeit, die man hat[2])!" Das hat bereits Andreas Hartmann in seinem „Gespräch vom Bauernstand insgemein" im 17. Jahrhundert richtig erkannt; auf die Mahnung des Pfarrers: „Ihr müsstet Euch und die Eurigen im Glauben und in der Gottseligkeit erbauen!" lässt er seinen Bauern antworten: „Ein gemeiner Mann, wie ich bin, und der den ganzen Tag hart schaffen muss, wenn er sein Stücklein Brot erwerben will, hat nicht derweil." Die Zeit wäre wohl schon gelegentlich vorhanden, aber das Vermögen fehlt, unplastisch zu denken.

Kein Wunder, dass die christlich-abstrakten Glaubenslehren keinen Eingang in die Volksseele gefunden haben. Gottes Existenz ist notwendig und naturgegeben, das sahen wir, aber dass Gott die Liebe ist, kann nicht nachgedacht werden. Heiligung, Wiedergeburt, Rechtfertigung, Bekehrung, Sündenbewusstsein, Dreieinigkeit und Heilsverlangen: das sind Begriffe, die aus dem Zweckdasein des Volksmenschen so gründlich herausfallen, dass er mit ihnen nichts anzufangen weiss. Was soll er sich unter dem heiligen Geist,

---

[1]) Vgl. Gebhardt, Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre[3], S. 9, 50 f.; Monatsschr. für die kirchl. Praxis IV 72; Dorfkirche II 390 ff. — [2]) Dorfkirche VI 148.

was unter der Allgegenwart Gottes denken?[1]) Aber nicht jeder ist so aufrichtig wie jene ostpreussische Arbeiterfrau, die offen erklärte: „Vom heiligen Geist weiss ich nichts, den dritten Artikel kann ich wohl aufsagen, das ist aber auch alles“[2]). Das geistig vorgestellte Jenseits stösst oft auf Zweifel: „Es is noch käner zerrickkumme!“ meinte ein Hunsrücker Bauer skeptisch[3]). Die tiefen Unterschiede zwischen Gott und Christus werden nicht erfasst; man betet zum Heiland und meint Gott und umgekehrt[4]). Diese Unfähigkeit zu unterscheiden richtet besonders im Heiligenglauben des katholischen Volkes oft seltsame Verwirrungen an; in Danksagungen für Gebetserhörungen findet man häufig Christus nach einem Heiligen, den heiligen Geist nach Judas Thaddäus genannt[5]), und über einem Hause prangte diese Inschrift:

„Dieses Haus stand in Gottes Hand
Und ist dreimal abgebrannt.
Das vierte Mal ist's wieder aufgebaut
Und jetzt dem heiligen Florian anvertraut.“[6])

So wird, nicht nur bei Katholiken, die Person Jesu Christi oft genug zu einem Heiligenbilde unter anderen. Wie gründlich Luthers Lehre missverstanden wurde und wird, ist sattsam bekannt; sein Wort von der christlichen Freiheit, aufs Weltliche, Greifbare, Konkrete übertragen, entfachte den Bauernkrieg: es fehlt überall das Erlebnis der Persönlichkeit, des Inhalts, des transzendenten Kerns[7]). Ein protestantischer Mecklenburger zankte sich mit einem polnischen Schnitter über Luther; alles, was er zur Rechtfertigung von dessen Lehre vorzubringen wusste, gipfelte in den Worten: „Wat, up Luthern wist du schellen? As wenn de en dämlichen Kirl west wir? Ne, ick will di wat seggen: Luther is en düchtigen Kirl west, denn hei het sik ne Fru nahmen, und juch Presters hebben ken!“[8])

Diese Abneigung, christlich-abstrakt zu denken, die sich, wie wir sahen, nicht selten zur Verständnislosigkeit steigert, mündet in zwei Pole, die ihrerseits wiederum nicht unwesent-

---

[1]) Vgl. dazu Dorfkirche VII 146 ff., I 141 f.; A. Uckeley, Die moderne Dorfpredigt[2] S. 66; Gebhardt, Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre[3] S. 78. — [2]) Dorfhirche IV 186. — [3]) Monatsschr. f. d. kirchl. Praxis V 399. — [4]) Arndt, Verhandl. des 9. ev.-soz. Kongresses, 1898, S. 149. — [5]) Vgl. z. B. Kathol. Gemeindebl. von Heidelberg X, No. 12 (21. III. 1926) unter „Verschiedenes“. — [6]) Weigert, Religiöse Volkskunde[2] S. 20. — [7]) Dorfkirche X 306 f., XI 2 ff. — [8]) ebd. I 284.

lich zur Erhaltung des religiösen Bestandes beitragen. Der Autoritätsglaube[1]) erspart eigenes Nachdenken — ich glaube, was die Kirche glaubt, und die Kirche glaubt, was ich glaube, und so wird's recht sein — und das Gefühl, das solchen Köhlerglauben mit den buntesten und zartesten Farben umsäumt, tritt an die Stelle des zeitraubenden und anstrengenden Grübelns[2]). Es wird zuweilen, z. B. nach besonders langen oder schwierigen Predigten, geradezu ausgesprochen, dass es nicht auf das Verständnis, sondern auf die Empfindung, die Andacht ankomme, und es ist bezeichnend, wie ein Sozialdemokrat seinen Wunsch begründete, die christliche Trauung möge beibehalten werden: „Die kirchliche Trauung", schreibt er[3]), „wird noch lange ihren Wert behalten, weil jede andere Form der Trauung das Gemüt unberücksichtigt lässt, gerade aber hier bei einem solchen wichtigen Akt wie die Verehelichung auch das Gemüt Ansprüche macht."

So kommt es leicht, dass von der kirchlichen Handlung, die im übrigen, wie erwähnt[4]), als Gottes-Dienst empfunden wird, zunächst einmal Feierlichkeit erwartet wird: sie soll aus dem Alltag herausragen, soll auf das Gefühl einwirken, soll etwas ganz Besonderes sein. Die Predigt soll etwas anderes sein als die gewöhnliche Rede; je pathetischer, gesalbter, unverständlicher sie ist, um so mehr wird sie im allgemeinen geschätzt, und Stall-, Hof-, Acker- oder Mistpredigten werden geringschätzig belächelt[5]). Darüber klagt Oberlin bereits 1778: seitdem er sich, die Unwissenheit seiner Leute einsehend, zu ihnen herablasse und in ihrer Sprache predige, heisse es: so könne es jeder, und seine Mägde hätten ihm die Predigt gemacht[6])! Es ist dies die gleiche Beobachtung, die wir beim Zauberspruch, beim Segen, bei den Beschwörungen allerorten machen; auch dort wird Dringlichkeit des Anliegens und Überschwang des Gefühls durch krausen Wortbombast umkleidet und verstärkt; je wirrer und

---

[1]) Vgl. Weigert, Religiöse Volkskunde[2] S. 35. — [2]) vgl. Klapper, Schlesische Volkskunde, S. 305; H. v. Lüpke, Das Wesen der bäuerlichen Frömmigkeit. Dorfkirche I 497 ff. — [3]) Rade, Verhandl. d. 9. ev.-soz. Kongr. 1898, S. 98. — [4]) A. Eckert, Probleme und Aufgaben des ländlichen Pfarramtes (1910), S. 88. — [5]) vgl. J. Boehmer, Dorfpfarrer und Dorfpredigt. Giessen 1909 (Studien zur praktischen Theologie III 4), S. 175; W. Schuster, Religion auf dem Lande. Dorfkirche III 12 ff. — [6]) A. Stöber, Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim. Nach: Dorfkirche IV 153.

bombastischer, um so schöner, und je unverständlicher, geheimnisvoller, um so zauberkräftiger. So sagte einst eine alte Bäuerin ihrem Pfarrer als besonders schönes Gebetlein die Namen der prophetischen Bücher des Alten Testamentes auf: das sei ein Gebetlein, erbaulich und wirkungsvoll wie kein zweites[1])! Autoritätsglauben und Gefühlsüberschwang sind auch die Wurzeln jener Wundersucht und Prozessionswut, gegen die die katholische Kirche zu allen Zeiten, vornehmlich im 15. Jahrhundert, anzukämpfen hatte[2]).

Im übrigen sucht sich das Volk Gestalten und Gedanken seines Glaubens in handgreiflichster Form nahe zu bringen. Gott als Geist ist ihm unverständlich und unerklärlich; als Person, ausgestattet mit Zügen greisenhafter Gutmütigkeit, steht er deutlich vor ihm, und Wind und Wolken sind seine beflügelten Diener[3]). Diese Person nachzubilden ist eine Versuchung, die, je stärker der Gottesglaube ist, um so dringlicher wird, „ein Ding, siehst du, es steht, du kommst in die Stube, bei Tag, bei Nacht, es ist immer da, es kann wohl der liebe Gott sein ... Aber wir brauchen einen kleinen Gegenstand, den man überall mittragen kann, sonst hat es keinen Sinn", und so wählen die Kinder in Rilkes „Geschichten vom lieben Gott" den Fingerhut als Symbol Gottes (3. Aufl. S. 102 f.). Von diesem Standpunkt wollen die Heiligenbilder des katholischen Volkes, die in ihrer bunten Aufdringlichkeit dem Protestanten so oft unsympathisch sind, verstanden sein. Rilke hat sie einmal sehr fein interpretiert[4]): „Diese Ikone sind der einzige Halt, das einzige zuverlässige Zeichen am Wege, und kein Haus kann ohne sie bestehen. Immer wieder werden welche notwendig, wenn eines zerbricht vor Alter und Wurm, wenn jemand heiratet und sich eine Hütte zimmert, oder wenn einer, wie z. B. der alte Abraham, stirbt mit dem Wunsch, den heiligen Nikolaus, den Wundertäter, in den gefalteten Händen mitzunehmen."

---

[1]) Monatsschr. f. d. kirchl. Praxis IV 186. — [2]) Gegen die Wundersucht des 15. Jahrh. wandte sich u. a. Nikolaus Weingand von Krakau (um 1400): Der Teufel verführe mit göttlicher Zulassung durch Wunder glaubensschwache Menschen; vgl. Klapper, Schlesische Volkskunde S. 314. Über die Prozessionswut derselben Zeit vgl. J. Schairer, Die religiöse Volkskunde am Ausgang des Mittelalters nach Augsburger Quellen (Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance, Heft 13, Leipzig 1914) S. 124. — [3]) Gebhardt, Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre[3], S. 46 ff. — [4]) Geschichten vom lieben Gott[3], S. 67 f.

Es ist im Grunde nichts anderes, wenn wir immer und immer wieder beobachten, wie das Volk an Äusserlichkeiten hängt und nicht von ihnen lassen will, wie es sich an Worte klammert, die ihm zum festen Bestandteil des Glaubens geworden sind. Ein Pfarrer wurde gefragt, ob er eine Absicht dabei gehabt habe, als er bei der Austeilung des Abendmahles statt des gewohnten „Nehmet hin und esset!" gesagt habe: „Nimm hin und iss[1])!" Dabei wird jedes Wort wortwörtlich genommen und aufgefasst. Den Satz des Helgoländer Kirchengebets: „Segne unsern Strand!" verstehen die Fischer — und niemand kann sie davon abbringen — in dem Sinne: „Lass recht viele Schiffe stranden[2])!" Mancher unausrottbare Aberglaube hat hier seine Wurzel: bei der Schriftverlesung am Dreikönigstag öffnen die Mädchen von Trossingen (Oberamt Tuttlingen) bei den Worten: „Und sie taten ihre Schätze auf" ihre Gesangbücher und schauen nach, ob sie sich glücklich verheiraten werden[3]), und an das bekannte Wort vom Kamel und dem Nadelöhr (Matth. XIX, 24) knüpft sich in Holland die Meinung, eine Nadel auf die Bettplanke gespiesst, beschütze vorm Nachtmahr, denn wenn ein Kamel nicht durch's Öhr geht, wie kann es da ein Alp[4])! Von hier bis zum Symbolzwang ist kein weiter Schritt; die symbolische Ausdeutung bringt Bild, Handlung, Gebet und Gebärde dem Verstand und Herzen näher, lässt alles gleichsam mit Händen greifen und erhöht den erwünschten geheimnisvollen Zauber und die Erbaulichkeit. Wie vortrefflich wurde jener Gemeinde ihr renoviertes Gotteshaus interpretiert, das sie 1701 bezog:

„Der Turm ist oben weiss geweisst.
Ach das kann dich erfreuen:
Wenn dich die Sünd' blutrot beschmeisst
Auf Erden da von neuem,
Durch Christi Blut
Ist alles gut,
Dass du wirst einst im Weissen
Gott in der Höhe preisen" [5]).

So wird Geistiges gegenständlich, Starrheit Leben, Gedanke Form. Und das sind die Punkte, an denen die ausschmükkende, erweiternde, erklärende, versinnbildlichende Phantasie des Volkes in die Gestaltung der Religiosität eingreift, indem sie in ihrer naiv-selbstverständlichen, kindlich-rührenden Weise

[1]) A. Uckeley, Die moderne Dorfpredigt[2] S. 50. — [2]) Dorfkirche V 389. — [3]) ebd. VII 406. — [4]) ebd. V 217. — [5]) ebd. V 162.

Gestalten und Formen des Glaubens in ihren Kreis einbezieht und sich zu eigen macht.

„Wärst in Kaschubien du uns geboren,“

singt ein kaschubisches Weihnachtslied[1]),

„Wärest auf Heu von uns nicht gebettet:
Hättest ein Strohsäckchen,
Darüber ein Bettchen
Und viele Kissen, gefüllt mit Daunen.

Und auch dein Kleidchen wär' nicht so einfach:
Aus grauem Fellchen ein reiches Mützchen,
Aus blauem Tuche ein Jäckchen
Und ein grünes Warb-Jöppchen,
Dazu ein' Netzgurt würd man dir geben.“

Und nun folgt ein ganzer, reich besetzter Speisezettel mit Gerichten, die sie dem Jesuskind vorsetzen wollten: zu jeder Tageszeit Gebratenes, ein Gläschen Wodki zum Butterbrötchen, mittags Buchweizengrütze, Fleck mit Ingwer nicht zu vergessen, und dergleichen mehr.

Die Sache hat aber auch ihre negative Seite. Man klammert sich ans Konkrete, ans Greifbare, ans Wort, an die Form und vergisst darüber den Inhalt leicht völlig. So wird die Form nicht nur das Begehrte, sondern das Wesentliche, endlich das Einzige. Das Gebet wird heruntergeleiert, da schon die Tatsache, die Form des Betens als verdienstlich gilt, es wird Zungengebet. So entstehen zuweilen Gebetsformen, die durch die gewohnte Eile des Hersagens verhaspelt, verwirrt und unverständlich geworden, nun gerade durch ihre völlige Sinnlosigkeit als „schöne“ und „gelehrte“ Gebete beibehalten werden. Die katholischen Egerländer beten zu Tisch: „Herr Gott, himmlischer Vater, gebenedeiet seien uns alle Speisen, Dank für die grosse Güte, empfangenem Werke gib uns Gnad und Gedeihen, als wir dir zu loben und zur Wohlfahrt getragen hat, deine himmlisch geschiedene Werke durch Jesum Christum unsern Herrn, Amen!“, und ein evangelischer Landpfarrer eines württembergischen Dorfes zeichnete im 16. Jahrhundert die Form des Vaterunsers, wie es seine Leute zu beten pflegten, so auf: „Gott, Vaterunser, bist in Deinem Himmel. Heilig wert ist Dein Nam. Kommen wir zu Dir in Dein Reich. Dein Will der wird Himmel und Erd. Dein täglich Brot gib uns heut. Gib uns unser Schuld, wir geben unser Schuld (d. h. tu Du Deine Pflicht uns gegenüber, so

[1]) Dorfkirche IV 92.

tun wir auch unsere Pfiicht Dir gegenüber). Lass uns nicht eingeführt werden in keine üble Versuchnis, sondern erlös uns von allem Übel und Herzleid. Amen in Gottes Namen[1]." Aus dem „Bitte für uns!" der Litaneien wird im zungengeschwinden Munde des Eifelers ein „Bättfranz"[2]), und so fort. Es ist dies ein Punkt, bei dem sich wieder einmal in unvergleichlicher Weise die Macht der Sitte zeigt: es gehört sich, dass zu bestimmten Zeiten bestimmte Gebete gesprochen werden, es gehört sich auch, regelmässig in die Kirche zu gehen, und wo dies nicht der Brauch ist, unterlässt man's[3]). Zuweilen mag wohl auch, in protestantischen Gegenden, der Kirchenbesuch als Höflichkeit gegen den Pfarrer aufgefasst werden: „Macht sich der Mann die Arbeit und kommt bei dem Gejaik (Sturm) die Stunn weit hierhergelaufe in dem Dunkenheit und Näss, dann müsse mer ihm doch wenigstens die Freud mache, dass mer all komme[4])." In Niederschlesien ist es Übung, dass am Geburtstag des Gestorbenen oder einem andern Tage (z. B. einem 2. Feiertage) der Pastor auf Bestellung des Leidtragenden ein „Lied" von der Kanzel betet; der Vorgang wird mit lauten Trauerausbrüchen begleitet, die prompt mit dem „Amen" abbrechen[5]). Quod ab omnibus und quod semper, das sind die Regeln, nach denen sich Kirchgang und Abendmahlsbesuch, Reue- und Dankbarkeitsbezeugung gegen Gott regeln[6]), und besonders da, wo sich noch Reste der alten strengen Kirchenzucht finden, wird das Abendmahl mit grosser Regelmässigkeit genommen, weil es eine Ehrenprobe darstellt: Sünder werden nicht zugelassen. So rehabilitiert man sich durch eine Kommunion, wenn man durch Zanksucht oder Unsittlichkeit Anlass zu Ärgernis gegeben hat[7]), und auch Gottesleugner gehen wohl zum Abendmahl, um nicht als „schlechte Menschen" zu gelten[8]). Von allen christlichen Feiern behält der Sozialist das kirchliche Begräbnis am längsten bei; „das Begräbnis ist eine Mussache", erklärte ein Gewerkschafter[9]), und eine Arbeiterfrau, deren Mann die Kindertaufe nicht dulden wollte, klagte: „Das

[1]) Beide Beispiele aus Hess. Bl. f. Vkd. I 28. — [2]) A. Wrede, Eifeler Volkskd.[2] S. 86. Vgl. Weigert, Religiöse Volkskunde[2] S. 48. — [3]) Monatsschrift f. d. kirchl. Praxis II (1902), 295. — [4]) Dorfkirche IV 264 ff. — [5]) ebd. IV 21. — [6]) Uckeley, Die moderne Dorfpredigt[2] S. 46, 49. — [7]) Dorfkirche IV 181 ff.; Monatsschr. f. d. kirrhl. Praxis V 393 ff.; L. F. Werner (Boette), Aus einer vergessenen Ecke II (1912), S. 127. — [8]) Hess. Bl. f. Vk. II 7. — [9]) Rade, Verhandl. d. 9. ev.-soz. Kongresses 1898, S. 110.

gehört sich doch so! Was würden die Freundinnen dazu sagen[1])!" Und immer wieder klammert sich die Sitte an Äusserlichkeiten, an Formen. Beim Begräbnis einer Frau, die mit ihrem Mann in dauerndem, ärgerniserregendem Streit gelebt hatte, unterlässt der Pfarrer die übliche „Tröstung" des Leidtragenden. Dieser beklagt sich hinterher bitter: das sei allgemein aufgefallen![2]) Bei einem andern Begräbnis setzte nach der Meinung des Leidtragenden das Grabgeläute zu spät ein, er regte sich fürchterlich auf: „Ich bin so verbust, doss ich glei meene Froo vergessen kennde[3])!" Einmal musste wegen der Reparatur des Turmes das Geläute ganz unterbleiben; das wurde allgemein bitter empfunden[4]). So kann es kommen, dass auch ganz unkirchliche Äusserlichkeiten geradezu zu Glaubenssymbolen werden. Im bayrischen Schwaben gibt es eine protestantische und eine katholische Art, den Acker zu bebauen und die Furchen zu ziehen[5]), und als siebenbürgische Katholiken bei einem Turnfest gebeten wurden, der Gleichmässigkeit des Bildes wegen die gering abweichende Tracht ihrer protestantischen Landsleute anzunehmen, entgegneten sie trotzig: „Wir lassen unsern Glauben nicht[6])!" Dieser Formalismus der Sitte ist es ja auch, der es zuliess, dass eine unübersehbare Menge heidnischer Bestandteile im Christentum, katholischer im Protestantismus fortleben, und auch die Glaubenslosen unserer Zeit kommen nicht los von ihren altererbten Formen und münden immer wieder, in Denken und Handeln, in sie ein.

III.

Über den magischen Charakter des Volksdenkens brauche ich wenig zu sagen; er ist bekannt, und da er an und für sich bereits eine Art Religiosität ist, wirkt er sich natürlich auch besonders stark in der heute christlich bedingten Volksreligion aus. Der Vorgang ist dieser: eine Sache, ein Ding, eine Form, die zunächst des religiösen Inhalts entbehren kann, wird zu einer anderen oder zu einer Person, einem Gedanken in ursächliche Beziehung gesetzt, weil sie ihr äusserlich gleicht, an sie erinnert, mit ihr einmal in Verbindung stand und ihr

---

[1]) Rade, ebd. S. 85. — [2]) Dorfkirche. V 414. — [3]) ebd. V 306. — [4]) W. Hoffmann, Heidentum, Katholizismus u. Protestantismus in unserer rheinhess. Landbevölkerung. Hess. Bl. f. Vkd. IV 5. — [5]) Riehl, Die Pfälzer (1925), S. 295. — [6]) Schullerus, Siebenbürgisch-sächsische Volkskunde S. 56.

zeitlich kurz vorangeht oder folgt; je dunkler, unverständlicher, geheimnisvoller diese Beziehung ist, um so stärker ist der Zauber, den sie auslöst. Birgt diese Sache, dieses Ding, diese Form bereits einen religiösen Kern in sich, so liegt der Gedanke der magischen Verknüpfung besonders nahe, ist der Zauber besonders stark, und so kommt es, dass gewisse christliche Formen oder Dinge, die an und für sich mystischen Charakter tragen oder dem Volke in jahrhundertelanger Erziehung ans Herz gelegt und ihm nun unveräusserliches Besitztum wurden, aus sich heraus magische Kraft gewannen. Bei Taufe und Abendmahl lässt sich das am deutlichsten beobachten; sie haben, auch beim protestantischen Volke weithin, eine übersinnliche Kraft in sich ex opere operato. So wird die Taufe beibehalten — auch wohl von Ungläubigen — damit das Kind „nicht vom ewigen Leben ausgeschlossen" sei[1]), gröber, diesseitlicher, sinnlicher gefasst: damit das Kind bei Gesundheit bleibe[2]). Die Kommunion Sterbender wird leicht als letztes Heilmittel gegen die Todeskrankheit aufgefasst[3]), und man erbittet sie, um nichts unversucht zu lassen. Oder es heisst auch, sie helfe gegen Krankheit und Not, und darum sei es gut, sich ihrer in solchen Zeiten zu bedienen[4]). Der Kirchenbesuch wird zur Magie: einer aus dem Hause muss am Sonntag in die Kirche, damit nicht Not und Elend über das Haus komme[5]). Das Gebet des Pfarrers mit dem Kranken wird zu einem Gebet über dem Kranken, es entscheidet über Leben und Tod des Patienten[6]), und vierzig Vaterunser, in der Osternacht gebetet, bedeuten die vierzig Grabesstunden Christi und bringen grossen Segen[7]). Je mehr Weihwasser, um so grösser die Hilfe[8]), und ein Gebetbuch beim Sturmangriff bei sich zu tragen, ist ein guter Schutz[9]). Wie man denn auch in Siebenbürgen gebärenden Frauen das Gesangbuch unters Kopfkissen legt, um ihre schwere Stunde zu erleichtern[10]). An den magischen Gebrauch des Kreuzes sei nur erinnert.

---

[1]) Zur magischen Taufe vgl. Dorfkirche IV 181 ff., VII 146 ff. — [2]) Hess. Bl. f. Vkd. II 21; Monatsschr. für die kirchl. Praxis IV 185. — [3]) Monatsschr. für die kirchl. Praxis IV 185. — [4]) Hess. Bl. f. Vkd. II 22. — [5]) Dorfkirche VII 401. — [6]) Hess. Bl. f. Vk. II 3, 19. — [7]) Klapper, Schlesische Volkskunde S. 319. — [8]) Weigert, Religiöse Volkskunde S. 24. — [9]) Dorfkirche VIII 35 ff. — [10]) Schullerus, Siebenbürgisch-sächsische Volkskunde S. 93.

Wozu die Beispiele häufen? Es ist deutlich, worauf wir zielen. Die religiöse Formgebundenheit des Volksmenschen in ihrer egoistischen Tendenz führt ihn notwendig zur Magie, und so werden Gegenstände und Formen der christlichen Sitte in seiner Hand zum zauberkräftigen Geheimnis, zum Fetisch.

In diesen drei Grundtrieben des Volksmenschen, seinem Egoismus, seinem Gegenständlichkeitsdrange, seiner mystisch-magischen Veranlagung, erblicken wir die grossen treibenden Kräfte, die die Gestaltung seiner Religion bedingen. Sie sind ewig und so überzeitlich wie übernational; überall, wo Volksreligion lebt, werden sie sich an wesentlichen Punkten des Glaubenslebens nachweisen lassen. Sie sind es, die die Volksreligion zur Einheit gestalten und sie in scharf ausgeprägten Umrissen von der dogmatisch-gelehrten Religion im Volke abheben. Inwieweit sich diese ihr anzupassen hat, inwieweit es ihrer pädagogischen Kunst gelingen kann, sie zu sich heranzuerziehen, das sind Fragen, die dem Laien zu entscheiden nicht wohl anstehen möchte.